

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 12

Artikel: Glossen
Autor: Tschopp, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

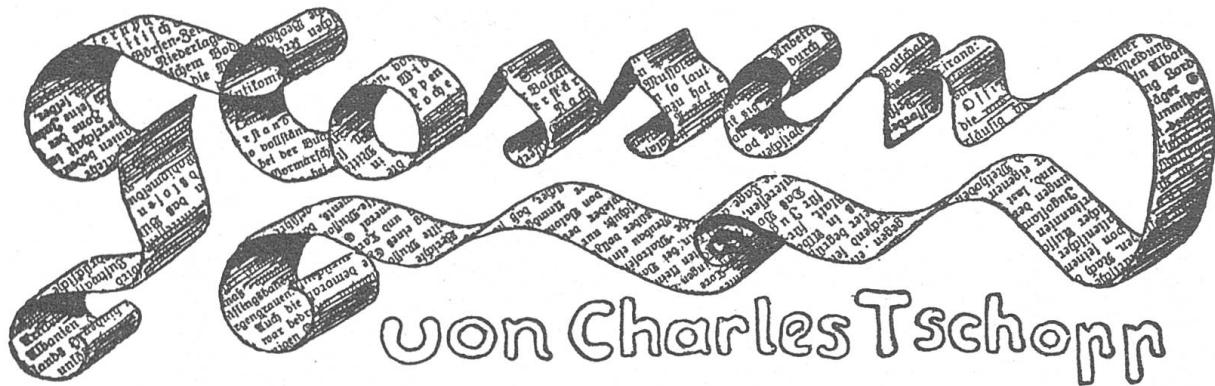
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kulturlosigkeit beginnt nicht damit, daß man die äußerlichen Dinge der Kultur verliert, sondern daß man deren sinngemäßen Gebrauch vergißt. Das Klavier fehlt nicht; man besitzt sogar einen Flügel, aber er ist nur ein Renommiermöbel. Auch die Bücher der Klassiker fehlen durchaus nicht; sie sind sogar in Leder gebunden und bilden hinter dem Glas des teuren Bücherschrankes einen gediegenen Schmuck des Zimmers. Man verachtet die volkstümliche Kunst nicht. Im Gegenteil: Eine Sennembrente dient als Schirmständer im Gang. Ein kunstvoll geschnitztes Butterfaß hängt als Blumenbehälter an der Wand. Ein Wetzstein beschwert die Briefe. Solche «Gegenstände aus der Volkskunst», die «in jedem Raum persönliche Atmosphäre schaffen», konnte man kürzlich an einer Auktion in Zürich preiswert erwerben.

*

Auf dem Schiffe schwärmt die Mädchen einer reisenden Schulkasse: « Lueg, de Rigi! Lueg, de Bürgestock! Lueg, de Pilatus! Lueg ... »

Vier ältliche Damen saßen auf einer kleinen Bank eng nebeneinander, wie Hühner auf der Stange, horchten neugierig auf diese Rufe und lächelten über die Begeisterung. Plötzlich fragte mich eine auf englisch, was «lueg» heiße. Ich antwortete und begann damit ein mehr oder weniger wissenschaftliches Gespräch, das nicht nur die Beziehung zwischen «look» und «lueg», sondern verschiedene andere, ebenso erstaunliche, englisch-schweizerdeutsche Wortverwandtschaften betraf.

Das ganze war ein etwas plumper und, wie man gleich erfahren wird, ziemlich mißlungener Versuch, die kleine Schweiz an das große England anzubiedern. Die vier wußten von diesen sprachlichen Beziehungen nichts, obwohl es pensionierte Lehrerinnen waren, aber sie schienen verstanden zu haben.

« Diese Ähnlichkeiten sind ja erstaunlich! » rief die Fragerin aus, « einige eurer Wörter sind ja fast gleich wie die unsrigen ... you only pronounce them wrong! »

*

So heirateten sie früher im Eifischtal: Bei Tagesanbruch wurde die Ehe in der Kirche eingesegnet. Dann schritten er und sie auf das Feld und arbeiteten zusammen mit voller Hingebung. Erst wenn die Dorfglocke Mittag läutete, kehrte das Paar zum Hochzeitessen zurück, an dem allerdings Muskat- und Gletscherwein in Strömen floß.

Kann man den Sinn der Ehe, ja des Lebens besser darstellen?

*

Und so ging es am Tage der Beerdigung zu: Nach der kirchlichen Feier versammelten sich Verwandtschaft und Eingeladene im Gemeindehaus, wo sie zum Wein

Brot und Käse genossen. Nachdem der erste Hunger und Durst befriedigt waren, erhob sich einer zur meist sehr kurzen Rede:

« Warum denn weinen? » so begann zum Beispiel einer. « Der heilige Petrus ist tot. Der heilige Paulus ist tot! Wir werden auch sterben! — — — Ich habe gesprochen. »

Wer hört dabei nicht die Worte des Achilles aus Homers Ilias: « ... Warum wehklagst du vergebens? Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir vorausging. »

*

Er ist Musiker und pflegte zu sagen: « Unser Leben ist wie eine Improvisation auf dem Klavier. Manchmal sind die Einfälle matt und spärlich, manchmal sind sie frisch und überstürzen sich in ihrer Fülle. Selten herrscht das richtige Maß. Die Ehe aber ist eine Improvisation zu zweien. Im Grunde genommen also unmöglich. Am ehesten denkbar, wo der eine Partner auf die Harmonien des andern horcht und sie bloß unterstützt. Schöner und abwechslungsreicher, wenn der Führende dem zweiten Spieler doch gelegentlich die Möglichkeit gönnt, sich zu einer eigenen Melodie aufzuschwingen. Am schwierigsten, wenn beide wirklich improvisieren; meist wird dann ein Chaos lärmten. »

Dieser Musiker hat geheiratet. Sie ist Sängerin und singt, wie sie will. Er muß *colla voce* begleiten Hoffentlich entdeckt sie nie, wie viele verbotene Seligkeiten sich in die seltenen Zwischenspiele seiner Ehe retten!

*

Mit nassem Pinsel streicht das Kind über die trockenen, dünnen Tabletten des Farbkastens, und — oh Wunder über Wunder! — scheinbar unerschöpflich fließen die Farbenströme. Was ist schöner als ein großer blauer Klecks auf weißem Papier! In ihm sind alle lachenden Himmel und alle klaren Seen. Dieser gelbe dagegen erinnert an Wecken, Kuchen und alle andern, mit Eidotter bestrichenen, duftenden Backwerke. Aber erst dieser rote Klecks, der wie Blut aus dem Pinsel träufelt!

Des Kindes Wangen glühen vor Lust. Da plötzlich kommt ihm ein glänzender Einfall: Wenn *eine* Farbe schon so herrlich ist, wie herrlich müßte dann die Mischung zweier Farben wirken! Es röhrt gelb und blau ineinander und ruft entzückt: « Grün, grün, grün! » Tatsächlich scheint die frische Farbe einer ganzen Wiese zur Osterzeit in dieses Porzellanschälchen hineindestilliert worden zu sein. Gelb und rot! Was gibt das wohl? Orange! Rot und blau? Violett!! Es mischt und mischt und fällt von Erstaunen in Erstaunen.

Drei Farben müßten zusammen noch viel herrlicher sein! Doch das Ergebnis enttäuscht etwas. Aber vier Farben werden gewiß die Enttäuschung wenden!? Nein, sie wird nur noch ärger.

Das Kind mischt und mischt ... Und seine Stimmung trübt sich genau so wie die Mischungen selbst. Mit der nur noch schwachen Hoffnung auf ein Wunder vereinigt es schließlich alle Farben in einer Schale: Aber wie es die dunkle, schmutzige Brühe sieht, muß es fast weinen!

Hoffentlich wird es auch im späteren Leben an die philosophischen Experimente mit dem Farbkasten denken, wenn unersättliche und ungestüme Sucht den Erwachsenen zwingen möchten, Genuß mit Genüssen zu verbinden; wenn falsch verstandene Lebensmathematik ihn wähnen läßt, daß fortgesetzte Addition die größte Summe des Glückes ergebe.

*